

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 15

Gießen, Freitag den 17. April 1914.

6. Jahrgang

Schuld und Sühne.

Ein alltäglicher Roman aus dem Leben hat sich dieser Tage vor einer Berliner Strafkammer abgespielt. Auf nicht weniger als 3 Verbrechen lautete die Anklage: Diebstahl, Betrug, Urkundenfälschung. Schauernd wendet sich der ehrbare Bürger ab. Was für ein verkommenes Menschenkind muß das sein, dem so viele Schandtaten zur Last gelegt werden, und das sie nicht einmal leugnet! Doch sehen wir näher zu.

Angeklagt ist eine 22jährige Arbeiterin, die mit einem 50jährigen Arbeiter ein „Verhältnis“ hat und bei ihm wohnt. Ob es sich dabei um gegenseitige Liebe handelt, wobei das Verhältnis weit sittlicher sein könnte als so manche regelrecht abgeschlossene und sogar vom Pfarrrer eingeseignete Ehe, das ging aus der Verhandlung nicht hervor. Bei dem großen Altersunterschied freilich läßt sich die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß das junge Mädchen nur deshalb zu dem alten Mann hält, weil es dadurch eine Erleichterung seines Lebensunterhalts erhofft. Auch damit tut sie ja nichts anderes als so manche hoch ehrbare und sittliche Ehefrau. Aber allzu viel Vorteil hat sie jedenfalls nicht davon. Der Arbeiter nämlich hat eine Wohnung gemietet, die nur aus einer Stube und einer Küche besteht. In der Stube schläft er mit dem Mädchen, die Küche ist noch abvermietet! Nicht einmal eine so kleine Wohnung zu bezahlen, reicht das Einkommen zweier Personen, die beide arbeiten! In der Küche also „wohnt“ noch eine Frau mit einem 10jährigen Knaben. 7 Mk. zahlen die beiden pro Woche, aber nicht etwa als Miete, sondern als vollständiges Kostgeld. Was die Angeklagte durch eigene Arbeit verdient und wieviel ihr der Mann dazu gab, das erfuhr man aus der Verhandlung nicht. Jedenfalls aber wurde festgestellt, daß es ihr nicht möglich war, mit dem vorhandenen Gelde sich und die anderen satt zu machen. Da ließ sie sich denn, wie ein bürgerliches Blatt berichtet, verleiten, Kleidungsstücke, die ihr nicht gehörten, zu verzeihen, „um mit dem Erlös Brot und Kartoffeln zu kaufen“. Lange reichte das natürlich auch nicht, und da nahm sie das Geld, das ihr übergeben war, um dem Hauswirt die Miete zu bezahlen, und kaufte dafür Fleisch und Gemüse. Nun mußte sie doch aber die Quittung vorzeigen, die sie vom Hauswirt natürlich nicht hatte. Deshalb machte sie die Unterschrift selbst mit gefälschtem Namen. Dies war der Tatbestand. Dies die Urkundenfälschung, der Betrug, der Diebstahl. Der Staatsanwalt beantragte 5 Monate Gefängnis, das Gericht ließ es bei zwei Monaten bewenden, weil die Sünderin für ihre eigene Person nur wenig Vorteil aus ihren Taten gezogen hatte.

Mit dem Gericht wollen wir nicht rechten. Das hätte keinen Sinn, denn die Herren würden uns einfach antworten, sie seien an die bestehenden Gesetze gebunden, und soweit möglich, hätten sie ja Rücksicht genommen. Aber vom Standpunkt einer höheren Moral wird man wohl fragen dürfen, ob denn hier überhaupt eine Schuld vorliegt. Worauf basiert letzten Endes jede Rechtsvorstellung, jedes Rechtsgefühl und folglich auch jedes Gesetz? Auf dem ersten und ursprünglichsten aller Rechte, auf dem Recht zu leben. Sowie ein junges Menschenkind geboren ist, hat es den Anspruch und das Recht, in seiner Existenz erhalten und geschützt zu werden. Das erkennen ja sogar die Gesetze an, und jedenfalls

beruhen auf diesem ursprünglichen, instinktiven, uns sozusagen eingeborenem Rechtsgefühl alle komplizierten Rechtsverhältnisse und alle Gesetze. Ein jedes Gesetz hat letzten Endes, direkt oder indirekt, den Zweck, den Menschen in seinem Recht zu leben, zu schützen. Am klarsten sieht man das bei den Gesetzen, die Mord, Totschlag, Körperverletzung verbieten. Aber zum Leben gehört ja auch Nahrung und Unterhalt, die die Menschen aus dem Eigentum ziehen. Deshalb sind Gesetze da, die das Eigentum gegen Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Fälschung schützen sollen. Und auch die Zivilgesetze, die den Verkehr mit Mein und Dein regeln wollen die Existenz der Menschen gegen Verkümmern und Vernichtung sichern.

Das ist die Theorie. Jedoch „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“. Da ist eine junge Arbeiterin, die nicht aus noch ein weiß, die mit dem Geld, das sie hat, sich und die ihr Anbefohlenen schlechterdings nicht ernähren kann. So nimmt sie anderes, das ihr irgendwie in die Finger gerät, ohne ihr zu gehören. Tut sie Recht oder Unrecht? Die Rechtsgelehrten schwanken keinen Augenblick mit der Antwort: sie tut Unrecht; denn einmal schädigt sie dadurch andere Leute in ihrer Existenz, und zwar gerade im vorliegenden Fall Leute, die selbst arme Teufel sind und nichts übrig haben; sodann aber, was noch schlimmer ist — wollte man eine solche Praxis, ein solches Recht, einfach zu nehmen, was einem in die Finger kommt, allgemein zugestehen, so hörte jede Rechtsicherheit auf und jedes Menschen Recht zu leben wäre aufs ärgste gefährdet. Dem allgemein notwendigen aber muß der Einzelne weichen. — Wir hören's und wir glauben's. Aber betrachten wir doch auch die andere Seite. Hätte die junge Arbeiterin nicht das fremde Geld genommen, um Brot und Kartoffeln, Fleisch und Gemüse zu kaufen, so wäre sie mit ihren Pflegebefohlenen nicht satt geworden, und bei einiger Fortdauer dieses Zustandes wären sie alleamt an Hunger zugrunde gegangen. Das Gesetz also, das in Wahrheit alle Menschen in ihrem Recht zu leben schützen soll, dieses selbe Gesetz hätte ihr das Recht zu leben entzogen! Welches ist nun das wahre Recht? Und will man es den Armen, den Aermsten, wirklich so sehr verdanken, wenn sie dieses Recht, das für sie das Gegenteil dessen bringt, das es angeblich bringen soll, nicht immer adsten? Wohlverstanden, es handelt sich nicht etwa darum, mildernde Umstände für ein in der Not begangenes Vergehen aufzufinden, sondern darum, zu zeigen, wie das Rechtsgefühl unter solchen Umständen eine vollständige Umkehrung erleiden muß. Die Aermsten in solcher Lage können gar nicht die Vorstellung haben, daß sie ein Unrecht tun, wenn sie ihr Recht zu leben sichern mit denjenigen Mitteln, die ihnen gerade zu Gebote stehen.

Wir zweifeln nun keinen Augenblick daran, daß die Rechtsgelehrten mit Leichtigkeit in schön geschnittenen Sägen alle diese Zweifel und Widersprüche beheben werden. Nur daran zweifeln wir, daß sie damit auf die Hungrigen irgend welchen Eindruck machen können. Wenigstens so lange nicht, als der herrschende Rechtszustand den fortgesetzten Eingriff in die Lebensrechte der Armen duldet, die wir jeden Tag erleben. Weit strafbarer als die junge Arbeiterin, die sich an fremdem Gelde vergriff, scheint es uns zu sein, daß sie trotz aller Arbeit des Lebens Notdurft nicht befriedigen konnte.

Dichtende Kinder.

Sie haben alle einmal einen Augenblick, da sie fühlten: die Sprache ist doch mehr als nur Verständigungsmittel. Einmal kommt über sie alle der Reiz der Form, die Freude mit den Worten zu spielen. Denn so sanft's an, wenn Kinder dichten:

„Da kommt der alte Kaspermann
Und sagt guten Tag.
Er sagt schön' guten Tag,
Dann macht er wieder ein Kompliment zu früh
Hat er kein' Kaffee müß . . .“

Hat er kein' Kaffee müß . . . so ist's recht. Denn noch ist's gleich, was man sich dabei denken soll, wenn's gleichlingt, wenn sich's reimt. Und von diesen Kleinkinderreimen bis zum Tagebuch der jungen Dame, bis zur welchschmerzlichen Dichtung des Achzehnjährigen ist ein weiter Weg, den uns erst jetzt einer eröffnet hat, mit allen Kurven, Eck und kleinen Nebenwegen.

Früh Giese hat im Verlag von H. N. Barth (Leipzig 1914) „Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen“ untersucht. Es ist ein stattlicher Band geworden; denn er enthält nicht nur eine gute und scharfe Untersuchung über diese seltsame Literatur, er enthält etwas, das uns in dieser Vollständigkeit noch nie geboten worden ist. Er bringt 502 Proben einer „Jugendliteratur“, die auf kleine Zettel und Hefestücken geschmiedet, ängstlich verdeckt wurde, und nur gelegentlich von stolzen Müttern ans Licht gezogen wurde. In Zeitschriften und kleinen Büchern waren ja schon Ansätze zum Sammeln gemacht, aber eine solche Ausführlichkeit hat noch keiner erreicht.

Es handelt sich, wie der Verfasser an einer Stelle scharf betont, hauptsächlich um das Schaffen des guten Durchschnitts, um diesen periodisch auftauchenden Drang, einmal anders als das tägliche Leben zu sein, einmal Verse zu schreiben oder eine feierliche Prosa. Und gerade das macht diesen Band so unendlich reizvoll; denn schließlich haben wir ja noch kaum zu wissen bekommen, wie es denen ums Herz ist, die nicht durch bedeutende dichterische Leistungen ihre Jugend vergessen machen. Hier ist die typische Leistung des geistig angeregten Kindes, die man — wie Giese mit Recht warnt — ja nicht überschätzen sollte. Er gibt zu, daß sich schreibende Kinder wohl immer später einmal mit intellektuellen Dingen befassen werden. „Doch wäre es falsch, sogleich an eine Bedeutung in der Dichtung selbst zu denken.“ Hört's, Tanten, die ihr das „Kleine Kind“ auf den Tisch stellt und es seine Verschen herplappern laßt! Und so hat denn auch in den meisten Fällen nicht der literarische Kritiker eine Freude an diesen Dichtungen, sondern immer nur der talentete Psychologe und vor allem der Pädagoge, der viel, viel aus diesem Band lernen kann.

Ein riesiges Material türmt sich auf. Es ist unmöglich, hier auch nur den kleinsten Teil zu benütigen. Da sind die Märchen der Kleinsten, die oft an die Phantastik des Herrn Scherbert streifen. „Geschichte von einem Mann, der einen Bauch hatte, so lang wie die Hohenzollernstraße, weil er immer einen großen roten Käse nach dem andern aß. Und er war auch einmal auf der Eisbahn. Und da plaste sein Bauch, und rollten alle Käse raus.“ Und da ist die Geschichte von der leeren Stadt, „in der wohnte kein Mensch, nicht einmal ein Viertelmann.“ Und da ist ein ganz kleines Prosastück „Die Hexe in London“, das braucht man nur neben Grimms „Unfe“ zu stellen, und wir haben den gemeinsamen Grundton aller Volks- und Kinderromantik. Worte, Worte — aber zusammengehalten durch einen straffen Rhythmus, der alles Wirre der direkten Reden und subjektiven Verätsche überwindet. Interpunktionen gibt's nicht, dafür aber eine so starke Empfindung für das Grauen im Sexenteller, erlößt durch das harmlose Wort „Rehlsad“, das man liebt und liebt, und nicht weiß, von wem es kommt. Da sind die Junaens, die in freien Rhythmen an Arno Holz gemahnen, da sind die Mädchen, die weichere Töne finden, volkstümlich, aber durchaus nicht süßlich. Da entpuppen sich schon frühzeitig die Reimtalente, die flotte Refrains erfinden. Da sind Reminiszenzen . . . I Ach, die Erinnerungen an die Rekläre! Bierbaum, Hölberlin, die Tageszeitung, Busch, Pflücker . . . das geht noch alles bunt durcheinander. Und der Gipfel wird erreicht, wenn die Tanzstunden kommen, die erste Liebe: Pubertät. (Ueber die man Kindern hinweghelfen soll, ohne sie darin stecken zu lassen.) Da sind die ängstlich gehüteten Tagebuchblätter der jungen Mädchen, die bereits mehr vom Leben und von der Liebe wissen, als ihnen und den Tanzstundenherren gut ist; niemand hat es ihnen gesagt, sie haben es eben im Gefühl, das sie ungehindert und ein bißchen achselzuckend stilisieren. Das Geschriebene spielt vor dem Autor Theater . . .

Hier kann der Pädagoge lernen. Hier mag er sehen, wie es in einem Kinde aussieht; denn trägt man die angelernten Formen herunter, das schreiende Pathos, die ausgelassenen Masken, dann bleibt die Individualität des Kindes — wenn's eine hat. Nun ist ja auch bei der Masse dieses plötzliche Auslobern der Intelligenz interessant genug, auch wenn nichts dahintersteht als die Pubertät. Aber manchmal ist doch jemand, der da schreibt, manchmal klingen doch Töne, die anstößig machen. Und daß diese Kinder nicht in plumpe Finger fallen, scheint wichtig genug zu sein. Es sind aber nicht viele in dem Buch, und es werden auch überhaupt nicht viele sein.

Einer ist allerdings da, der schrieb mit 15 Jahren ein Gedicht auf seine Mutter, das zu dem Schönsten und Innigsten gehört, das ich je von einem Kinde las. Ich dachte an das „Lieb“ von Bodmann, aber dies hier war doch noch kunstloser, noch unmittelbarer. Die Verse desselben Jungen nachher, im Alter von 19, 20 Jahren, sind eine gelinde Enttäuschung; wer weiß, was daran Schuld ist.

Wer aber so begabte und seltene Kinder sein eigen nennt, sollte darauf achten, daß richtige Erzieher sie durch die schwierigen und gewundenen Pfade der Jugend leiten. Und weil das Gedicht so rührend schön ist, weil es alles sagt, was einer auf seine Mutter Gutes sagen kann, soll's hier stehen.

Mutter singt.

Meine Mutter geht durch die Stuben
und singt. Selten, daß meine Mutter singt,
steht immer so ernst aus
und sorgenvoll.
Heut aber singt sie,
und das klingt so schön, daß ich,
daß ich ganz stille sitze
und weinen möchte.
Denn meine Mutter geht durch die Stuben
und singt.

Ich dachte, man sollte solche Kinder durch zarte Hände gehen lassen. —
Kurt Tucholsky im Berl. Tagbl.

Das Kind als Konsument.

Die Bedeutung der kindlichen Ansprüche und Gewohnheiten für die gewerbliche Produktion wird nicht immer hinreichend gewürdigt. Das Kind empfindet ein plötzliches Interesse für ein besonderes Spiel, verfehlt damit die Industrie in die Notwendigkeit, die für jenes Spiel erforderlichen Gegenstände zu produzieren, schafft also die Bedingungen neuer Industriezweige und kann sogar bedenkliche Schwankungen des Geschäftsganges in einzelnen Gewerben hervorrufen. Weniger unabhängig von „plötzlichen Interessen“ ist das, was als Objekt allerersten Interesses zum Standard of life im Haushalt des Kindes gerechnet werden kann. Also alle die Dinge, die mit der besonderen Ernährungsweise des Kindes, vor allem des Säuglings, im Zusammenhang stehen. Aber dieses stabile Verhältnis zwischen Produzent und Konsument hört da auf, wo das Spielbedürfnis des Kindes in Betracht kommt. Das spielende Kind ist heute sehr anspruchsvoll. Das war nicht immer so. Als die jetzige Generation der Erwachsenen in Kinderschuhen umherlief, war das „Jahrhundert des Kindes“ noch nicht angebrochen. Man verschonte das Kind mit „individueller“ Erziehung und „individuellem“ Spielzeug; dafür zeigte das Kind sich dankbar, indem es das Wenige und verhältnismäßig Primitive, das man ihm gab, mit Hilfe seiner Phantasie zum Gegenstand reicher, ans Wunderbare grenzender Erlebnisse gestaltete. Wie hat sich das alles geändert. Auf dem Spielwarenmarkt werden heute Dinge verlangt, die mit den tatsächlichen, im Gebrauch befindlichen Objekten der Technik möglichst photographische Ähnlichkeit besitzen sollen. Indem man diese fertige Ware dem Kind übergibt, nimmt man ihm die Möglichkeit persönlicher Anregungen, verkümmert die kindliche Phantasie, die mit der exakt konstruierten Hochbahn oder dem tadellos funktionierenden Kinematographen nicht viel anzufangen weiß und bald ihrer überdrüssig wird. Also müssen neue Spielwaren angeschafft werden, und der Industrie erwächst die Aufgabe, solche auf den kindlichen Geschmack abgestimmte zu erfinden und herzustellen. Das seinerzeit mit Enthusiasmus begrüßte Diabolo-Spiel, das einige Monate alle öffentlichen Straßen und Plätze unsicher machte, verschwand ebenso schnell, wie es entstanden war. Der deutlichste Beweis der Abhängigkeit der Produktion vom tonangebenden Geschmack des Kindes. Es sei noch besonders auf die neu erstandene Reklamemarkenindustrie verwiesen. Dieselbe Erscheinung nimmt konkrete Formen an im Umkreis des Sportlichen. So war es z. B. mit den Rollschuhen! Zuerst jener lebhafteste Verkehr und Lärm auf den von Rollschuhläufern „bevorzugten“ Straßen, Gründung von Rollschuhbahnen usw.; allmählich wurden die Rollschuhöne schwächer und schwächer; dann war alles wieder ruhig. Im Zusammenhang mit dem Sportlichen stehen die neuerdings so stark im Aufschwung befindlichen Jugendbewegungen der Pfadfinder und Wandervögel. Wieder treten neue Anforderungen an die Industrie heran, diesmal namentlich an die Konfektion, die Musikinstrumentenindustrie (Laute und Gitarre) sowie die Herstellung von Feldflaschen, Kochgeschirr usw. Es werden Betriebsvergrößerungen vorgenommen, neue Arbeiter eingestellt und das große Rad volkswirtschaftlicher Zusammenhänge ins Rollen gebracht. Doch der ganze

Apparat gerät ins Stocken, sobald das auslösende Moment — hier also die Jugendbewegung — an Zugkraft einzubüßen beginnt. Auch auf ganz anderem Gebiete stellt der kindliche Konsument seine kategorischen Bedingungen. Auf dem Büchermarkt entstehen der Produktion Probleme, die nur mit genauester Kenntnis der kindlichen Seele gelöst werden können. Eine versuchte Reform der Jugendliteratur muß, ob sie will oder nicht, auf den Geschmack und die Interessen des Kindes Rücksicht nehmen. Sonst wird sie an das „Kindliche“ eben überhaupt nicht herankommen können oder der Schundliteratur das Feld räumen müssen, die nur allzu gut mit den kindlichen Instinkten zu rechnen versteht.

Die ganz feinen Damen.

Neulich hat in der Königschen Volkszeitung, dem Zentrumsblatt, jemand Beschwerde geführt über „die unhöflichen Berliner“; ein anderer hat mit Gegenbeispielen geantwortet. Darauf nahm am Freitag der erste Einsender wieder das Wort. Er schreibt:

„Ich muß sagen, daß mein Gegner auch recht hat. Aus seinen Darlegungen geht hervor, daß er hauptsächlich mit Personen aus dem Arbeiterstande in Verbindung gekommen ist. Dafür spricht auch seine Stadtbahnfahrt in einem Abteil für Reisende mit Traglasten, also dritter Klasse. Die Berliner Arbeiter sind allerdings mit ganz vereinzelten Ausnahmen gefällige und höfliche Leute, und ich habe in meinem ersten Artikel eine Unterlassung begangen, daß ich dies nicht ausdrücklich festgenagelt habe. Ich bin selbst schon Studien halber mit Arbeiterzügen gefahren, und das Verhalten der Leute hat auf mich immer einen guten Eindruck gemacht. Meine Beschwerden bezogen sich, wie der Inhalt meines Artikels ergibt, auf die höheren Klassen. Ich hatte dabei besonders die Damen im Auge, die Damen wenigstens noch mehr als die Herren. Zur Illustration will ich noch ein paar Beispiele anführen. Neulich begleitete ich eine Dame, die einige Karten mit Ansichten aus der Umgegend Berlins kaufen wollte, in ein Warenhaus. Die Verkäuferin hatte zahlreiche Kartons, in denen die Karten nach ihrem Gegenstande gruppiert waren. Während wir noch mit der Auswahl beschäftigt waren, kam in schwerer Seide eine jener Damen heranzukommen, die in der Wahl ihres Gatten sehr vorsichtig gewesen sind; sie haben sich z. B. einen Millionär aus der Taubentrafik oder so etwas Ähnliches geheiratet. Sehr viele von ihnen tun nichts, absolut nichts; nur die wirklich gebildete Mittelschicht liebt, schreibt, malt oder spielt. Ich habe aber eine ganze Anzahl kennen gelernt, die das ganze Jahr über nichts tun, und da sie auch vom Haushalt nichts verstehen, widmen sie einen großen Teil ihrer Zeit der Betrachtung der Neuigkeiten in den Warenhäusern. Also die erwähnte Dame stürzte auf die Ansichtskarten zu und begann darin zu wühlen. Nur aus Neugierde, denn sie wollte augenscheinlich nichts kaufen, wie sie auch, ohne etwas gekauft zu haben, wieder fortging. Ich stand vor dem Ladentisch und sie drängte sich ganz nahe an mich heran, offenbar in der Absicht, mich vom Ladentische fortzuschleusen, wenn ich nicht freiwillig fortging. Sie wollte das sehen, was vor mir lag und dachte wohl, ich würde unwillkürlich oder aus Höflichkeit ihr den Platz räumen. Darauf biß ich aber nicht an, sondern sagte ihr in ruhiger Tone: „Bitte, lassen Sie mir mehr Platz.“ Nun tat sie, als ob sie das überhöre und starrte wie ein Taubstumme in die Luft. Dann griff sie nach den Postkarten und in kurzer Frist hatte sie alle Kartons umgestülpt und die Karten funterbunt durcheinander geworfen, worauf sie fortging. Die Verkäuferin weinte fast und sagte: „Jetzt brauche ich wohl ein bis zwei Stunden, um die Karten wieder zu ordnen.“ Auf meine Frage, ob so etwas wohl öfter vorkomme, antwortete sie: „Wohl jede Woche, aber eine einfache Frau tut's nie und ein Herr tut's auch nie, es sind immer nur die ganz feinen Damen.“ Nicht minder empörende Szenen sieht man fast täglich, wenn nun diese reichen Damen, die nichts tun, mit der Straßenbahn wieder nach Hause fahren. Haben sie den halben Tag herumgehummelt, so sollte es ihnen auch mit der Rückfahrt nicht so eilig sein, aber da sieht man ein anderes Bild. Wenn an einer Haltestelle viele Personen warten, so wollen sie absolut die ersten sein. Ich habe selbst mit eigenen Augen gesehen, daß wilde, abgebeulte Geschäftsmädchen, die abends nach Hause fahren wollten, von hinten, aufgeschwungen, Kommerzienrätinnen“ lautstimmig weggedrängt und an der Mitfahrt verhindert wurden, indem die „Dicken“ selber einstiegen. Kommen sie dann in den Wagen, dann wollen sie auch gleich sitzen und mustern die anwesenden Herren wie ein Oberst, der Parade abnehmen will, sein Regiment. Der Blick besagt: „Steht auf, ihr Schurken, seht wollen wir uns placieren!“ Wenn Herren darauf nicht reagieren, werden sie manchmal sogar ausgelacht und höhnisch gemustert. Als dies neulich einmal geschah, entstand unter den Herren eine Diskussion darüber, ob man vor Damen aufstehen müsse, vor alten oder auch vor jungen. Zwei mir gegenübersitzende junge Herren fragten mich um meine Meinung und ich sagte: „Das Alter ist wohl nicht allein maßgebend, es kommt hauptsächlich darauf an, ob jemand erschöpft und abgearbeitet ist.“ Dann machte ich sie auf zwei elend aussehende Fabrikmädchen aufmerksam und sagte: „Diesen beiden armen Geschöpfen können Sie ruhig den Platz abtreten.“ Sie taten das, und die beiden vornehmen Damen, welche stehen bleiben mußten und die Unterhaltung geführt hatten, warfen mir Dankschreibenblicke zu. In meinem letzten Artikel hatte ich sagen wollen, daß in den

Kreisen der sogenannten gebildeten Gesellschaft die Höflichkeit gegen Unbekannte in immer steigendem Maße abnimmt. Das halte ich aufrecht und, um einer abermaligen Mißdeutung vorzubeugen, hebe ich es ganz klar und deutlich hervor. Und wenn Sie mit Leuten, welche die Berliner Verhältnisse genau kennen, darüber sprechen, verehrter Leser, so wird man es Ihnen in den allermeisten Fällen bestätigen.“

Der Mann hat ja so recht. Aber um die Sorte der „ganz feinen Damen“ kennen zu lernen, braucht man nicht nach Berlin zu gehen.

Mutter.

Ein Wechselgespräch.

Von Nadja Strasser.

Du mußt dich wiederfinden, Marie. Ich verstehe deine Klagen wie niemand anders. Ich weiß, wie stolz und hoffnungsvoll du ins Leben hinausgetreten bist, und wie grausam die Dinge sich dir zeigten. Aber sieh, du bist Mutter, gibt dir nicht deine Mutterschaft Freude und Lebensinhalt genug?

Mutter, Mutterschaft . . . Es ist mir beinahe, als hätte ich es aus weiter Ferne. Ja — früher. Als Geo noch klein war. Da war es sein vollkommendes, beglückendes Gefühl: Ich bin Mutter! Damals —! Weißt du: wenn ich die kleinen, zarten Glieder fühlte, wenn ich die unbeholfenen Bewegungen, die dummen flatternden Händchen sah, dieses ganze süße, neue Wesen, das nichts und alles war — wie hab ich es da angebetet, ganz einfach angebetet! Ich war wie betört, wenn ich den zarten Körper an mich drückte und mit tausend Küßchen bedeckte. Dieser rosige Klumpen Mensch, den andern so unbedeutend und unwesentlich, küßte mir fast Ehrfurcht ein. Und wenn plötzlich in mir der Gedanke auftauchte, klar und eindringlich, als wäre er vom Himmel herabgekommen: das ist dein, ganz dein, einfach ein Stück von dir, das sich losgelöst und eigene Form angenommen hat — das war mir wie ein Klang, wie ein süßes, goldener Klang. Ich konnte niederknien vor dem lachenden Tierchen, das nichts wußte, und weinen vor Glück, weil es da war, weil ich es hatte. . . .

Aber siehe Marie, du wirst doch auch später Freude an deinem Kinde erlebt haben. Ich kenne dich und weiß, wie süß du zur Liebe bist.

Als ob es darum sich handelte! Als ob ich meinen Geo jetzt zu wenig liebte! Aber damals war noch etwas dabei, etwas ganz anderes, was reich gemacht hat und froh. Ob du mich recht verstehen kannst? Zum Beispiel, wie Geo zum erstenmal gegangen ist. . . . Weißt du, ich hab so darauf gewartet, es kam mir fast unwahrscheinlich vor, daß diese kugelrunden, ungeschickten Füßchen, die zu gar nichts taugen und noch soeben in der Luft gezappelt hatten, sich nun regelrecht und selbständig auf dem Boden bewegen werden und ich sekunde mich kindlich danach. Und als er wirklich endlich einmal, ganz plötzlich, hinter mir in das andere Zimmer hereingetrüppelt kam — triumphierend, überrascht, daß er's nun kann, daß er's doch zustande gebracht — da war's mir . . . nein, das war ein Frohschmerz, das ich mit keinem andern vergleichen kann. Ein Tauchen des Herzens, als wär's auch vierzehn Monate alt. Das ist Mutterglück, ganz reines, ohne Zutut von Reflexionen und Romantik.

Das da . . . Nein, siehst du: gerade an diese Seite habe ich nicht gedacht.

Das weiß ich. Und doch . . . Oder auch später! Wie Geo zum erstenmal mit dem Nansen auf dem Rücken zur Schule ging. Da war ich so ergriffen, möchte ich sagen. Nun war er Mensch, mit Pflichten und Sorgen, die ihn nie, nie mehr freilassen würden, er, der erst gestern — schien es mir — nicht wußte, wo seine Hand und sein Bein ist, und beides in den Mund steckte. Wie ich da zur Schule begleitete und auf dem runden Apfelgesicht die ernst besorgte Miene sah, die nervöse Erregung, die nichts war als versteckte Angst. Als ich fühlte, wie er sich in seinem Innern an mich klammerte, bei mir Schutz suchend, vor dem Unbekannten und Fremden, das ihn erwartete . . . Ich weiß noch, wie ich seine Händchen in die meinen fest drückte, und sie küßte, die rührenden, unschuldigen Händchen, die ganz kalt waren, weil zum erstenmal das kleine Herz bange schlug. . . . Da — weiß du, liebte ich das Kind mit so schmerzhaft wonniger Liebe. — Und wenn da einer gekommen wäre, und gesagt hätte: verzichte für diesen Augenblick auf auf deine Mutterschaft oder bühne einen Teil deines Lebens ein — ich hätte ohne Bedenken letzteres gewählt. Solche Momente — und es gab ihrer so viele — beschienem wie Sonnenstrahlen die Tage, gaben ihnen Fülle und Farbe. Aber das war früher. So lange das Menschwerden im Kinde auch an mich neue Anforderungen stellte, mich zum Helfen, zum Mittun aufforderte, solange ich das Körperliche im Kind körperlich mit empfand. Jetzt ist es aus damit. Geo ist ein Mensch für sich. Er ist einer, der mir wie kein anderes Wesen nahesteht, aber er ist nicht mehr — ich. Was mich mit ihm verbindet: Pflicht, Mitgefühl, menschliches Verständnis und so weiter, das reicht aus für manche Freude und manches Leid, aber Mutterglück ist es nicht mehr, nein. . . . Wenn ich mir aber deinen Geo ansehe und mir denke, was du ihm bist, wie er dich in allem und jedem braucht —

Nein, komm mir nicht damit, du nicht. Ich, dieses schnotwendig Küßchen, dieses Dienen der Liebe — wie hab ich es satt! Ich trug Jahre hindurch diese Ironie und hatte das Gefühl eines Toten, der seinen Grabstein tragen muß. — Und auch jetzt: es fällt wohl den Alltag aus, wie die Buchstaben eines Gedichtes das Papier ausfüllen, aber ist es das, was befriedigt, was über das Kleinliche erhebt, was den Feierabend der Seele heiligt? . . . Geo hat tausend Dinge, die

Ihm mehr sind, als ich, die für ihn wichtiger und für seine weitere Entwicklung größere Bedeutung und größeren Wert haben. Jeder Schulfreund kann ihm eine ganze Welt werden, jeder Junge, den er beim Spielen trifft, jedes neue Buch kann ihm zu einer Quelle von Anregung und Erlebnissen werden. Es ist das einfache Gesetz der Dinge und ich wäre betäubt, wenn's bei ihm anders wäre. . . . Aber wo bin nun ich? Und in den stillen Stunden, wenn wir so ganz deutlich in uns die innere Stimme hören, die der Tag verdrängt — da fühle ich mich — obwohl ich mein Kind unter meinem Tuche habe, so allein, daß mich ein Schwindel überkommt. Wie im Dunkeln auf einem einsamen Felsen, umringt von Tiefen. . . .

Ich habe es wiederholt gehört, und es waren nicht die schlechtesten Männer, die es geäußert haben: die Mutter ist gerade dem heranwachsenden und erwachsenen Manne oft so viel und immer kommt ein Tag, an dem der Sohn zu seiner Mutter zurückkehrt, ihr weihen Haare küßt und ihr seine Seele öffnet. Mag sein, dieser Tag mag auch schon sein. Aber? . . . Ich will nichts davon sagen, wie wenige der Mütter, die diesen Lohn verdient haben, ihn auch genießen: meist ist es nur ein Schatten, den der Sohn in später Sehnsucht mit dem Vorbeer bekränzt. Ich will auch nicht davon sprechen, daß dieser große und schöne Tag, auf den die Mutter in stiller Ergebenheit warten soll, gewöhnlich der Tag der großen Enttäuschung oder des Unglücks im Leben des Sohnes ist. Aber überhaupt: woher die heilige Resignation nehmen, die darin liegt, auf die Gegenwart zu verzichten, wegen einer ferneren, edlen Belohnung? Und wenn eine so geschaffen ist, daß ihr Wesen nicht auf Resignation, sondern auf tätiges Mitleben, auf Bewegung eingestellt ist? Wenn für sie lieben . . . ein inniges Hand in Handgehen mit den anderen bedeutet? . . . Du, Marie, wenn ich dich höre . . . Dann wäre am Ende der richtige Weg . . . der meiner Mutter: neunmal Mutter zu werden, um immer wieder das Mutterglück zu erneuern.

Ja, das ist wohl auch eine Lösung, aber die Lösung ist es doch nicht.

Kennt du eine andere?

Vielleicht, ich ahne sie! . . . Wir sollten nicht unser ganzes Wesen an einzelne Menschen hängen, wir sollten nicht in anderen aufgehen! Sieh mal: die Männer kennen das nicht und sind . . . sicher auch deswegen . . . glücklicher als wir. Wie oft habe ich an das Wort denken müssen: „Du sollst dein Herz nicht an Dinge hängen, die nicht Gott sind“. Es ist kein veraltetes Wort. Einem Gott, einer Idee, einem Etwas, was außerhalb und über unserem Alltags steht, zu dienen . . . das macht den Sklaven zum Herrn. Von einer Idee zu widmen . . . das ist die Kunst, immer jung zu bleiben. Uns aber sich tragen lassen . . . das gibt Selbstgefühl. Und ihr das Leben wird der Mann, den wir lieben, zum Schicksal unseres ganzen Daseins. Und in den Kindern wollen wir dann Erfolg finden für alle Träume, um die uns das Leben gebracht hat, bringen mußte. Lebensinhalt in unseren Kindern zu suchen . . . heißt das nicht an ein rollendes Rad sich klammern, um vorwärts zu kommen? . . . Höre: wenn ich einmal vor meinem Geo träte und ihm sag: „Du hast mir eine Rechnung zu begleichen, ich habe dir mein ganzes Ich geopfert“ . . . glaubst du nicht, daß er berechtigt wäre, mich mit einem Wort obaufzertigen: Mutter, warum hast du es getan? . . . Wir selbst ziehen die bestehenden Schranken noch enger zusammen und merken nicht, daß wir dabei ersticken. In mehrfacher Hinsicht. In allen jenen Hinsichten, wo dem Leben Blickshorizonte sich eröffnen . . . und wir willen- und wissenslos davorstehen und verhungern. Gewiß, es gibt eine Lösung . . . aber sag mir, was hab ich davon, was hilft's mir? Die heißen Tage, die meinen Sommer oft zum Herbst verdunkelten, werden mir die sonnigsten nicht mehr erleben. Und ich, die glückliche Mutter, möchte oft in die Welt hinausfahren: „Gebt mir das Glück, um das ich gekommen bin!“

Liebe Marie, meinst du nicht, daß du . . . zu große Ansprüche an das Leben stellst? Daß du etwas zuviel verlangst?

Zuviel? . . . Das verstehe ich nicht. Ich denke: es kann niemand mehr vom Leben verlangen, als ihm zukommt. Denn verlangt er viel . . . dann liegt schon darin seine Berechtigung! Meinst du nicht? Ach, es würde uns so gut tun, wenn wir es verstünden, größere Ansprüche an das Leben zu stellen. Es würde auch unseren Kindern so gut tun, glaube mir. . . .

Aus Welt und Leben.

Verheiratete Frauen in Handel und Industrie.

Frauen sollen sich um Kochtopf und Strickstrumpf kümmern. Für mehr reicht ihr Verstand nicht aus. Sie sind dumm und genussüchtig. So plappern einige dumme Männer, und Frauen lehren es nach, wenn sie vom Strümpfstopfen, von der Kochkunst keinen blauen Dunst haben, richtige Arbeit überhaupt nur vom Hörensagen kennen. Die ganze, an der Ausbeutung der Arbeitskraft interessierte Gesellschaft will nichts von Rechten der Frau wissen. Das ist erklärlich. Die Unterdrückung und Ausbeutung der Frau ist so offensichtlich, so empörend, so aufreizend, daß die Ausbeuter und Unterdrücker allen Grund haben, zu beschließen, daß jedes der Frau erteilte Recht einen Hieb gegen die ihr feindliche Klassenherrschaft bedeutet. Gewinnmacher und Modedamen ereifern sich über Arbeiterfrauen, die angeblich aus Trägheit und Genussucht ihre Wirtschaft vernachlässigen. Die Statistik beweist das Gegenteil. In wachsendem Maße ist die Frau auch Trägerin der Gütererzeugung. Nicht aus

Vergnügungssucht, nicht aus Freude an dumpfen Werkstätten, nicht aus Sehnsucht nach giftigen Dämpfen und verdorbener Luft gehen die Frauen in die Fron der Erwerbsarbeit. Nicht nur Ledige suchen in Fabriken und Werkstätten, im Bureau und hinter dem Ladentisch ihren Lebensunterhalt, nein, in erschreckend großem Umfange nimmt auch die Erwerbsarbeit der verheirateten Frau zu.

Sehr groß ist ihr Anteil in Handel und Industrie. In den Altersgruppen von über 30 Jahren ist der Anteil der Verheirateten größer als der der Ledigen, und die Zunahme der Verheirateten auch stärker als die jener. Von den in Industrie und Handel beschäftigten weiblichen Angestellten standen im Alter

	Ledige		Verheiratete	
	1895	1907	1895	1907
von 30 bis 40 Jahren	104 302	134 700	82 436	154 307
von 40 bis 50 Jahren	49 721	67 114	55 079	99 720
über 50 Jahre	49 523	51 020	38 174	63 067

Zusammen 203 546 252 834 175 689 317 094

Die Zahl der über 30 Jahre alten Ledigen ist um 49 288 oder um 24 Prozent gestiegen, die der gleichalterigen verheirateten Arbeiterinnen aber um 141 405 oder um 80 Prozent. Außerdem hat sich die Zahl der unter 30 Jahre alten verheirateten Frauen von 74 977 auf 130 831 erhöht. Somit ergibt sich insgesamt eine Zunahme der Verheirateten von 250 666 auf 447 947 oder um 197 281 gleich 78 Prozent. Wenn verheiratete Frauen, Mütter in solchen Massen, in solch schnell steigender Zahl zur Erwerbsarbeit eilen, dann muß bitterer Not sie treiben. Kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß ohne Sorge ums Brot, ohne peinigende Angst für das Wohl der Kinder ältere Ehefrauen schwere, schmutzige, gesundheitszerstörende Arbeit verrichten. Hier hat man den untrüglichen Beweis von einem Wachstum der sozialen Not in breiten Schichten der Arbeiterschaft. Die starke Zunahme der verheirateten arbeitenden Frauen, ihre große Zahl machen eine Ausgestaltung des Schwangerschafts- und Wöchnerinnenkurses dringend erforderlich. Man morde und vernichte nicht immer weiter Mutter und das Kind im Mutterleibe.

Wahres Geschichtchen. Ich bin vor einigen Tagen aus Norddeutschland in einer „stodschwarzen“ südlischen Stadt angekommen, habe ein Zimmer gemietet, meinen Meldezetteln ausgefüllt und sauge an, mich hässlich einzurichten. Das zehnjährige Töchterchen meiner Wirtin hilft mir dabei. Als ich nun eine Reproduktion von Titians „Venus“ an die Wand hänge, schaut die Kleine sich das Bild an und erklärt dann kategorisch: „Dös is a Schwein.“ — „Aber Kind“, sage ich entsetzt, „das ist doch eine schöne Frau, eine Göttin.“ — „Aber sie hat koane Kleider net an und zweg'n dem is j' a Schwein“, wiederholte die Kleine. Doch als sie nun meine fassungslöse Versicherung sieht, kommt sie tröstend auf mich zu und sagt: „Aber Freilein, bei Sahna macht dös ja nix, Sie san ja net katholisch!“

Gesundheitspflege.

Infiziertes Paniermehl. Mehlspeisen können einen recht günstigen Nährboden für die Entwicklung und Vermehrung der Paratyphusbazillen abgeben. Mitunter gelingt es nachzuweisen, daß die Infektion der Mehlspeisen durch einen Bazillenträger, der mit der Verarbeitung des Mehles zu tun hatte, zustande kam. Für die Verschleppung günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn das Rohmaterial der Mehlspeisen infiziert ist, wenn z. B. die Paratyphusbazillen im trockenen Mehl, z. B. im Paniermehl, sich lange Zeit halten. Aus dem Untersuchungsamt in Freiburg berichten die Doktoren Langer und Thomann über eine Epidemie, bei der die Erreger durch infiziertes Paniermehl übertragen wurden. Es erkrankten in einem Dorfe des mittleren Schwarzwaldes 11 Personen nach dem Genuß von Trikadellen unter den Erscheinungen eines fieberhaften Archdurfalles und starkem Kräfteverfall. Zwei der Erkrankten starben, mehrere andere schwebten längere Zeit in Lebensgefahr. Die in Frage stehenden Trikadellen hatte der betreffende Metzger aus frischem Rind- und Schweinefleisch unter Verwendung von fabrikmäßig hergestelltem Paniermehl zubereitet. Die noch vorhandenen Fleischreste machten einen vollkommen unverdorbene Eindruck. Dagegen gelang es, aus dem Paniermehl Paratyphusbazillen zu züchten. Die Tatsache, daß die mit dem Paniermehl in die Fleischspeise geratenen Bazillen durch das Braten nicht abgetötet wurden, war nicht schwer zu erklären, weil im Innern des Fleisches nicht immer Temperaturen erzeugt werden, die zur Tötung der Keime genügen. Die Verunreinigung des Paniermehles war wahrscheinlich bei einem Händler erfolgt, der zum Zwecke der Mäusvertilgung Mäusetyphusbazillen verwendete.